

Nach dem Sturme.

Roman von B. Renz.

(12. Fortsetzung.)

„Was hat's gegeben, Heinrich? Du bist ja ganz außer Dir!“ rief er. Der junge Mann versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Endlich sagte er: „Mein Onkel hat mir die Thür geöffnet.“

„Du hastest ihn gebeten, bei Deinen künftigen Schwiegereltern um Anna's Hand für Dich anzuhalten?“ „Ja, Vater Sella!“ „Und da wies er Dir die Thür?“ „Ja“, erwiderte Matta, „und ich mag nicht wiederholen, mit welchen Ausdrücken! Er war wütend!“ „Gut, sehr gut!“ entschied der alte Herr und nickte mit dem Kopfe, „das ist besser, als wenn er ruhig geblieben wäre. Er wird ausstehen! Aber wie kam es, daß er Dir das Haus verbot?“

Matta erzählte flüchtig den Verlauf der Unterredung und schloß damit, er habe gegen die Behauptung protestiert, daß seine Verlobung Schande bringe über das alte Haus. „Versteht sich, das war die beste Antwort“, pflichtete Herr Sella bei und rief sich zufrieden die Hände. „Aber wohin wolltest Du jetzt? Hast Du schon gespeist?“

„Nein! Ich mag auch nicht speisen; ich werde wohl nach Hause gehen oder zu Wendehörs“, erwiderte Matta, „ich weiß es selbst noch nicht.“

„Höre, Heinrich“, mahnte der alte Herr, „Versuche machst Du heute nicht! Folge mir, mein Junge; was jetzt eben geschehen ist und was in der nächsten Stunde geschehen wird, darfst Du keinem Fremden erzählen, das bleibt in der Familie, verstehst Du mich? Ich rathe Dir, nimm eine Droschke und fahre nach London Tavern, laß Dir ein kleines gutes Dinner servieren — Deine Mittel erlauben es ja“, setzte er lächelnd hinzu, „und sieh Dir den Fluß an, wir haben bei dem Winde in zwei Stunden das schönste Hochwasser, und der Anblick wird Dich zerkleuen. Gora!“ rief er ganz aufgeregt, „das erste Signal!“ In der That dröhnte eben ein Kanonenschuß dumpf über die Stadt hin, dem gleich darauf ein zweites und drittes folgte.

„Ich gehe jetzt in's Geschäft“, fuhr Herr Sella fort, „Dein Onkel wird mich auf jeden Fall rufen lassen, und dann — dann komme ich auch nach London Tavern, und wir trinken ein Glas Wein auf das Geburtstagskind. Willst Du?“

Matta versprach es, und die Herren entfernten sich nach entgegengesetzten Richtungen.

Bierzehntes Kapitel.

Inzwischen schritt der tief erbitterte Herr Schenten in seinem Comptoir ruhelos auf und ab. Alle Hoffnungen, die er an diesen Tag, an die Wiederveränderung seines Rufes geknüpft hatte, waren mit einem Schlag in Nichts zerfallen — gerade jetzt, wo die Erfüllung seines heißesten Wunsches so nahe schien. Und nun noch dazu die Heirat mit der Tochter jenes Menschen, den er so bodenlos haßte, das abgeschmackte, freche Verlangen, bei eben diesem Menschen den Brautwerber zu spielen!

„Wahrhaftig“, sprach er vor sich hin, „das Krotolentst spukt auch im Sobne nach, aber schlimmer ist's für mich, daß es so kommen mußte! Ich will sofort mit Sella über die Sache reden. Die Zahlungen an diesen Matta müssen wir leisten, je eher je lieber.“ Er ließ vor dem Spiegel stehen und erschrak über sein Aussehen, dann ordnete er das Haar, wusch sich, um dem Gesichte mehr Farbe zu geben, und schritt nach dem Klingelzug.

Draußen aber auf der dunklen Treppe stand ein Mädchen mit angstvollen Blicken; sie hatte Matta so stummlich fortzucken sehen, hatte vergessens ihm zugerufen, und nun fragte sie sich: „Was hat das zu bedeuten, ist der Bruch geschehen? Und wenn dies, wie schwer wirst auch Du davon getroffen, wie schwer, wie unendlich schwer!“ Sollte sie zur Mutter gehen, die oben auf den Treppen wartete, um ihm zu gratulieren? Sollte sie es wagen, bei dem Vater einzutreten, der ja auf's Höchste erregt sein mußte? Sie hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und dieses auf das massiv eichene Geländer gestützt; es war so still, so merkwürdig still im Hause! Den Diener hatte die Mutter fortgeschickt, die jungen Leute des Comptoirs schienen noch nicht anwesend, und da — was war das? Da fuhr plötzlich ein Windstoß über die Dächer hin, daß einzelne Fiegel laut klatschend auf die Straße schlugen, dann dröhnte der erste Schuß von Johannisdollweil durch die dicke neblige Luft, und gleich darauf klang schrill und ärmlich die Glode aus ihres Vaters Zimmer.

„Mein Gott, der Vater!“ schrie sie angstvoll auf, und mit einem Sprunge war sie die Treppe hinabgeeilte und hand vor ihm.

„Ich klingelte nach Friedrich“, sagte er ziemlich ruhig und stieß sich selbst über das Haar der Tochter. „Du bist aber blaß, Kind, ängstlich. Du bist Mädchen bestellt war. Der Wittwer, ein Lebemann, war galant, liebenswürdig und gewandt. Ihnen gefiel das junge Mädchen, und obwohl sie dies bemerkte, konnte sie sich doch nicht entschließen, aus dem Hause zu scheiden, denn sie hatte der sterbenden Mutter versprochen, die beiden Kinder nicht zu verlassen. Sie blieb also — lebend!“

„Der Wittwer, beiläufig gesagt, ein noch immer hübscher Mann, verfolgte das Mädchen mit Anträgen, mündlich und schriftlich, mit regelrechten Liebesbriefen, die er ihr häufig hinausgeschickte nach dem Garten an der Elbe, wo sie während der Sommermonate mit den Kindern wohnte. Diese Briefe, Herr Schenten, sind recht interessant und sehr hübsch geschrieben; es ist darin stets die Rede von Geirath, von heimlicher Trauung, und als Motiv der letzteren ist die Nothwendigkeit betont, vor der eigenen Mutter diesen Schritt verheimlichen zu müssen. Die alte Dame — ich habe sie gekannt, Herr Schenten, — lebte damals in Altona, nicht im Hause ihres Sohnes, dessen Treiben ihr mißfallen hatte; sie sah aber ihre Enkelkinder bei sich und besuchte sie auch häufig. Sie war eine strenge alte Frau, die allerdings diese Heirat nimmer zugegeben haben würde, und doch verlannt unser Gesetz die Einwilligung der Eltern.“

„Diese Briefe an das junge Mädchen wurden immer dringender; ich habe sie gelesen, Herr Schenten, und muß bekennen, die Handschrift ist mir nicht ganz fremd. Und so geschah denn das Unglaubliche, der Wittwer verheiratete eines Tages mit seinem ältesten Kinde, damals ein Mädchen von fünf Jahren, und dessen Pflegerin, und kehrte nach wenigen Tagen zurück. Sie hatten sich in Belgoland von einem englischen Geistlichen trennen lassen, nachdem zuvor das Fräulein an Eidesstatt das Versprechen geleistet, nie und unter keinen Umständen zu verrathen, daß sie das Weib des Mannes geworden; erst wenn seine Mutter gestorben, sollte die Welt die Thatfache erfahren.“

„Das Hochwasser kann erst nach einigen Stunden in unsere Straße treten.“

„Den Friedrich hat Mama in die Stadt geschickt, und ich ängstige mich gar nicht“, erwiderte sie, beruhigt von dem Empfang und entschlossen, die eigenthümlich milde Stimmung des Vaters möglichst zu benutzen. „War — Matta hier?“

Er seufzte. „Ja!“ sagte er dann, „und das Neueste ist, er will von Dir nichts mehr wissen, mein Kind!“

„Was heißt das, Papa? Was meinst Du damit? Matta und ich, wir sind doch die besten Freunde?“

„Er hat“, klang es großend zurück, „statt unsere Hoffnungen zu erfüllen und Dich zum Weibe zu begehren, mir seine Verlobung mit dem Mädchen — sie ist ja wohl Zeichenlehrerin — angezeigt, und sogar die Frechheit gehabt —“

„Das ist ja prächtig, Papa!“ rief das junge Mädchen mit gut gespielter Ueberraschung. „Anna Westermann ist meine beste Freundin, und ich gönne ihr das Glück von ganzem Herzen, denn nun kann ich auch der Mama allen Ernstes sagen: Ich würde Matta nie annehmen haben — mein Wort darauf! Dabei trat sie fort mit dem kleinen Fuß auf das Parquet und eilte dann zur Thür hinaus. Man hörte noch das Lachen von der Treppe her.“

„Unbegreiflich!“ sagte Herr Schenten und blühte nicht ohne Besorgniß auf den mächtigen Wasserpiegel des breiten Kanals, der von Minute zu Minute wuchs. Unmöglich kann sie ihr lieben! Sollte sie schon eine andere Neigung — mein Gott, wen denn nur, und vor allen Dingen, wo? Aber ich muß Sella hören, wir müssen gemeinschaftlich überlegen, in welcher Zeit ich den verrückten Menschen sein Erbtheil aushändigen kann. Allmächtiger, wie hätte das anders ausfallen können!“

„Ich wünsche Herrn Sella zu sprechen“, sagte er zu dem Lehrling, der eben die Posttasche brachte; gleich darauf trat der Gerufene ein.

Das Gesicht des alten Herrn bot heute einen Zug von zorniger Erregtheit, den man sonst an ihm nicht kannte. Ganz wider seine Gewohnheit redete er heute auch nicht den Chef zuerst an, bot ihm seinen „Guten Tag!“ Er wartete, indem er ihn scharf fixirte.

Dies Alles bemerkte Herr Schenten nicht; er stand wieder am Fenster und beobachtete die steigende Fluth. „Sie läuft merkwürdig rasch auf“, sagte er dann.

„Darum beabsichtige ich auch, bald fortzugehen“, erwiderte Sella, „ehe ich mir nasse Füße hole.“

„So? Dann können wir ja unsere Sache gleich vornehmen. Haben Sie heute Nachmittag Matta gesprochen?“

„Vorhin eben, Herr Schenten.“

„Hat er Ihnen etwas mitgetheilt?“

„Herr Schenten blühte noch immer konsequenter durch's Fenster.“

„Er hat mir gesagt“, berichtete der Proturist, jedes Wort betonend, „daß Sie ihm die Thür geöffnet haben.“

„Und mit Recht!“ Der gestrenge Chef war jäh herumgefahren, und mit der Hand nach der Thür zeigend, fuhr er fort: „Da hinaus habe ich ihn gewiesen, weil er den wahrhaftigen Entschluß gefaßt, sich mit einer Dirne verloben zu wollen, und — es ist unglücklich — ich sollte sein Brautwerber sein!“

„Wie heißt die Dirne“, Herr Schenten? „Klang es wunderbar ruhig; „ich möchte es wissen, falls es kein Geheimniß ist.“

„Geheimniß? Morgen erzählen sich's die Spähen auf dem Dache! Westermann heißt sie, und ist die Tochter — Sie wissen es ja! Ich habe Matta gebeten, die Schande nicht über das alte Haus zu bringen, aber der wahnsinnige Mensch hatte sogar die Frechheit, mir Malice in's Gesicht zu schleudern!“

„Nächst bemerke ich, Herr Schenten, daß Fräulein Westermann keine Dirne, und daß ihr achtbarer Vater mein Freund ist“, sagte der alte Mann mit scharfem Tone, so daß sein Chef ihn verwundert anblickte. „Nennen Sie Fräulein Westermann?“

„Wie sollte ich dazu kommen?“ war die brüske Antwort.

„Dann werde ich Ihnen mit wenigen Worten erzählen, wer Fräulein Westermann ist.“

„Bitte sehr, verschonen Sie mich damit, es interessiert mich durchaus nicht“, unterbrach der Chef seinen Proturisten, „durchaus nicht!“

„Herr Schenten“, beharrte dieser ernst, „meine Erzählung werden Sie anhören, denn es kommt etwas von der Familienschande darin vor, die Sie so gern zu vermeiden wünschen. Deshalb hören Sie gefälligst aufmerksam zu, vorher wollen wir uns aber sehen; ich bin ein alter Mann, und mich regt jedesmal der Gedanke an dieses Ereigniß furchtbar auf.“

„Also — hier in Hamburg lebte einst ein Wittwer mit zwei Kindern, zu deren Pflege ein junges, schönes

Kind erwählt; er kannte Sie sehr genau, genauer als jeder Andere. Und nun, Herr Johann Hinrich Schenten, frage ich Sie im Namen Ihres Vaters, wollen Sie sühnen, was Sie einst verschuldeten?“

Tiefe Stille folgte diesen Worten; wie ein leises Stöhnen klang es vom Schreibtische her, und dann folgten die Worte: „Weiß Matta darum?“

„Nein“, erwiderte der alte treue Mensch, „aber er wird es erfahren, er muß es erfahren, denn seines Vaters leghilfig ausgesprochener Wunsch, er möge eine Ihrer Töchter heimführen, bedrückt ihn schwer.“

„Und das Mädchen?“

„Weiß nichts, Herr Schenten, überhaupt giebt es hier nur vier Menschen, die das Geheimniß kennen; es liegt also in Ihrer Hand, ob es auf diese wenigen beschränkt bleiben soll. Machen Sie sich frei von dieser Last Ihres Gewissens, Herr Schenten, und wenn ich Ihnen behilflich sein kann —“

Der Mann mit dem starren, unbeweglichen Willen hatte beide Hände vor das Gesicht gelegt und den Kopf tief herabgebeugt auf die Platte des Tisches, und neben ihm stand der alte Sella, mit der rechten Hand seine Schulter leicht berührend: „Ich bin seit vielen Jahren erster Proturist Ihres Hauses“, sagte er freundlich, „lassen Sie mich es jetzt auch einmal für Ihre Person sein, Herr Schenten, folgen Sie meinem Rathe, und es wird alles gut werden. Geben Sie mir die Hand, Herr Schenten.“

Er reichte ihm die Hand und drückte sie fest und lange. „Ich wußte es nicht, bei Gott, ich wußte es nicht, daß das Kind lebt! Ich kannte nicht einmal den Ort, wohin Westermann sie geflüchtet hatte, und als ich ihn endlich entdeckte, da war sie gestorben und das Kind auch — so sagte man mir.“

„Verdienten Sie denn zu wissen, daß Ihr Kind lebt? Konnte, durfte man es Ihnen anvertrauen? Konnte man hoffen, daß Sie barmherziger sein würden gegen das Kind als gegen die Mutter? Hatte Westermann nicht vollkommen recht, so zu handeln, wie er gehandelt, Herr Schenten?“

„Ich wußte es ja nicht!“ wiederholte der tiefgebaute Mann noch einmal. Es klang überzeugend wahr. Und er fuhr fort: „Wollen Sie mich morgen, Herr Sella — heute nicht — morgen nach der Börse zu Herrn Westermann begleiten?“

Der Alte nickte stumm.

„Und Matta? Er wird mir schwer zürnen!“

„Matta besitzt den edlen Charakter seiner Mutter, ich bürgte für ihn, Herr Schenten. Ich will ihn sofort aufsuchen und dann auch Westermann vorbereiten.“

Mit zitternden Händen schloß der gebrochene Mann den Schreibtisch auf und nahm einen kleinen Briefbogen und ein Couvert heraus; dann schrieb er einige Zeilen und reichte seinem Proturisten das Blatt. „Genügt das?“

„Erwarte mich morgen nach der Börse in Deiner Wohnung“, las dieser. „Vollkommen, Herr Schenten“, sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Und nun werde ich Matta aufsuchen und ihm sein Glück verkünden.“

„Sein Glück?“ wiederholte Herr Schenten leise, als Sella ihn verlassen hatte. „Sein Glück! Fronte des Schicksals — oder sollte das Walten einer höheren Macht hier sichtbar werden? Henriette's Sohn und — meine Tochter — wunderbare Fügung! Wieder eine Stimme aus dem Grabe, aber nicht mehr so fürchterlich wie die früheren — es wird mich leichter werden, ich konnte es auch nicht mehr tragen, die Last wurde mit jedem Jahre schwerer! Er hat recht, der alte Mensch“, fuhr er fort, indem er sich die Stirne rötete, „ja, mir wird leichter werden, es muß ein Ausgleich stattfinden. Wenn nur der nächste Schritt überstanden wäre.“

„Papa, Du sollst zu Tische kommen!“

Fräulein Eise steckte das hübsche Köpfchen durch die Thürrinne; sie wollte erst einmal sondiren, wie die Chancen standen, der alte Sella hatte gar so lange drinnen geredet. Sie verstand sich auf ihren Vater, und so trat sie vollends herein, ging zu ihm und umfakte ihn ärtlich; dann schritt sie mit ihm die Treppe hinauf, wie es wohl kaum jemals geschehen sein mochte.

„Ich finde es sehr unartig von Matta, daß er nicht einmal zu mir gekommen ist!“

Mit diesen Worten empfing Frau Schenten ihren Gatten im gemeinschaftlichen Wohnzimmer.

„Ihr habt Euch einzeln — wegen — Eise behauptet sogar, er will das Mädchen aus St. Georgs freien. Ich begreife nicht!“

„Doch, Christiane“, erwiderte er etwas kleinlaut, „es wird wohl so kommen. Uebrigens, ich habe mich genau erkundigt nach Fräulein Westermann und zu meiner Freude erfahren, daß sie wirklich ein vortreffliches junges Mädchen ist. Da nun Matta erklärt hat, nicht von ihr lassen zu wollen, so erscheint es wohl nach jeder Richtung an angemessensten, ihn gewähren zu lassen.“

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen!“ unterbrach die Gattin, „Du — Du billigst diese Partie?“

„Papa hat ganz recht!“ mischte sich jetzt Fräulein Eise ein und schlug sich auf die Seite ihres Vaters. „Anna Westermann ist meine liebste Freundin; nein, wie ich mich freue!“ rief sie

und umarmte ihren Vater auf's Neue.

„Ihr bedenkst wohl gar nicht, was Euch beiden mit diesem Matta entgeht?“ ärrte die Dame. „Du verliert den so lang ersehnten Affaire und Eise einen reichen Mann! Es ist zum Tödtlärger“, sagte sie hinzu, „und außerdem haben wir vielleicht noch das Vergnügen, dieses Weltwunder in unserer Mitte zu sehen!“

„Das läßt sich nicht umgehen“, bemerkte ihr Gemahl trocken, „wir werden dem jungen Paare eine Gesellschaft geben und natürlich auch die Eltern der Braut einladen müssen.“

„Die Eltern auch? Den glücklichen Brautvater — nach Deiner Ansicht das Urbild —“

„Der Mann ist ein tüchtiger Künstler“, erklärte Herr Schenten etwas ungeduldig, da das Gespräch eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte, „und die Kunst hat in diesem Hause stets eine Heimath gefunden. Es geschieht, wie ich sagte, und damit basta! Ich habe Rücksichten zu nehmen und werde es thun.“

Seine Stimme war immer heftiger geworden, und die Gattin wußte aus Erfahrung, daß jetzt ein Gewitter im Anzuge sei. Aber heute konnte sie doch nicht schweigen, es hätte ihr das Herz abgehoben.

„Natürlich! Mit einem Male ist der Herr ein großer Künstler geworden — neulich noch war er ein blinder Lump, ein Schwindler, außer anderen Ehrentiteln, die Du ihm gabst!“

„Er sieht wieder leidlich aus“, erwiderte Herr Schenten noch immer äußerlich ruhig, „wenigstens gut genug, um zu erkennen, wo wahre Bildung heimisch ist. Ich hoffe, er wird sie bei uns nicht vermissen.“

„Sieht wieder? Wunder über Wunder!“

„Doktor Binder hat ihn behandelt“, erklärte Fräulein Eise, „ein Wunder ist gar nicht dabei, denn Binder soll sehr geschickt sein.“

„Kommt, wir wollen endlich zu Tische gehen!“ schrie Herr Schenten das unersättliche Thema ab.

„Ich begreife es nicht!“ beharrte die Dame, ihrem Manne folgend.

„Das ist nichts Seltenes!“ murmelte er, und ein bitteres Lächeln flog über sein Gesicht.

Es war kein angenehmes Gehen auf den Strohen, das bemerkte Herr Sella sofort, nachdem er seinen Prinzipal verlassen hatte. Ueberall in den niederen Stadtteilen wurden die Kellerräumlichkeiten der sogenannten kleinen Leute geräumt, die Möbel und Vorräthe auf die Dächer der höheren Etagen hinaufgeschafft, und einzelne Strohen bedeckte bereits das schmutzige, lehmige Wasser bis zum Trottoir, wo dieses höher gelegen war als der Hofraum. Dazu heulte ein Nordwester mit voller Wuth; Fiegel prasselte auf das Steinpflaster, und der graue Himmel landte wahre Fluthen herab. Der Regenschirm war dem alten Herrn beim ersten Versuch schon zerbrochen; glücklicherweise aber gelang es ihm, in der Nähe der Bank eine Droschke zu erwischen, und so fuhr er auf dem kürzesten Wege nach der Vorstadt St. Pauli, wo London Tavern gelegen ist.

Seine Toilette sah etwas unordentlich aus, als er das elegante Restaurant betrat, in welchem nur ein einziger Gast, Herr Matta, anwesend war. Mit vom Regen und Sturm gerötheten Gesicht, die Waterröbchen zerbrochen und den Hut tief in den Nacken geschoben, begrüßte er seinen Schlingel, innerlich sehr aufgeregt und zu allerlei Scherzen geneigt.

„Das ist ja ein Selbenerweiter“, sagte er an's Fenster tretend, von wo die Aussicht auf den mächtig wogenden Strom eine imposante war. „Aber hast Du denn schon gespeist?“

„Nein!“ erwiderte Matta verstimmt. „Ich war bei S. Heine und habe dort einen Auftrag gegeben; ich bin erst vor einer Viertelstunde hierher gekommen.“

„Bei Salomon Heine? Was wolltest Du denn heute schon dort?“

„Ich habe Aufträge gegeben“, wiederholte der junge Mann, „die bei der Seehandlung in Berlin deponierten Papiere zu verkaufen. Ich — ich bleibe nicht mehr lange in Hamburg.“

„Das wäre!“ Herr Sella verließ sich ein Lächeln. „Deinem Onkel wür-

de es sehr leid thun, glaube ich; denke an Dein hübsches Comptoir im alten Hause, an die angenehme Stellung als Companion —“

„Mein Gott, Vater Sella“, sagte Matta fast ungeduldig, „Sie wissen doch, er hat mir sein Haus verboten!“

„Ich weiß! Heute kannst Du auch nicht hinein, die ganze Reichstraße steht voll Wasser, und erst der Sturm!“

„Im Hause meines Onkels — da haben Sie recht.“

„Es klang sehr bitter.“

„Doch nicht!“ beruhigte der alte Herr freundlich; „im Hause Deines Onkels ist eitel Sonnenschein; aber nun laß uns diniren, ich habe Hunger bekommen, und Mama Heilmanns Bordeaux ist auch nicht zu verachten. Apropos, hier ist ein kleines Geburtstagsgedicht für Dich.“

(Schluß folgt.)

Die Wittwenfahne.

Während in Europa die Sitte es übernommen hat, mit dem üblichen Trauerjahr die Zeit des äüßeren Schmerzes zu bemessen, mit dem die Wittve den verstorbenen Mann betrauert, machen die Stämme des französischen Kongogebiets nicht die Zeit, sondern den Wind zum Richter ihres Leides. Wenn der Gatte stirbt, hißt die Frau vor ihrem Hause eine Fahne an einer langen Stange. Solange der Stoff der Fahne intakt bleibt, darf sie sich nicht verheirathen. In dem Augenblick aber, da der Wind oder der Sturm und Witterungseinflüsse das Tuch ein wenig zerfasern, gewinnt sie das Recht, einem anderen Manne die Hand zum neuen Bunde zu reichen. Für die Eingeborenen gibt sich in dem Schicksal der Fahne der Wille der Götter kund, und nie hat man es erlebt, daß eine allzu Verliebte es gewagt hätte, der natürlichen Festhaltung der Fahne nachzugeben. Furchtbare Strafen wären ihr Loos. Nicht selten fügt es das Schicksal, daß ein früherer Sturmwind bereits in der ersten Trauernacht die neue Fahne zerfetzt, dann ist's der Götter Wille, daß die Wittve, ohne dem Todten nachzutrauern, über ihre Zukunft entscheidet. Andere dagegen, weniger Glückliche, finden im Wind und im Sturme keine Bundesgenossen und müssen oft jahrelang „trauern“, ehe die Fahne den ersten Riß zeigt.

Ein kleines Mißverständnis.

Ein Herr, der mehrere Güter besaß und auch über ein volles Säcklein Geld verfügen konnte, aber leider nicht besonderer Geistesstärke sich rühmen konnte, hatte das Unglück, sich bei einem Gang durch seine Wirthschaft ein Bein zu brechen. Er deponirte sofort an einen Spezialisten, um einer guten Heilung sicher zu sein. Dieser empfängt auch die Nachricht; da sie jedoch nur lautet: „Bitte, kommen Sie sofort, ich habe mit dem Bein gebrochen“, so telegraphirt er zurück: „Bitte, genaue Beschreibung, wo ist das Bein gebrochen?“ Einige Stunden später erhielt der Arzt die erbetene Antwort: „Hinter dem Kuhstall, kommen Sie, es ist sehr schmerzhaft!“

Das Grenzblatt berichtet aus Hohenstein von der Königin — Albert-Eiche: „Es hat sich fast jedes Jahr die Nothwendigkeit ergeben, daß die, wenn auch niedrige Umzäunung von Kindern ruiniert wurde.“ Ist das wirklich so nothwendig? Läßt sich dies gar nicht vermeiden?

Da fragt ein junger Mann, ob er mit einem Jahreseinkommen von fünf-hundert Dollars heizen könne. Gewiß kann er! Vorausgesetzt, daß er sein leihjähriges Salär zurückgelegt hat und sein Arbeitgeber bereit ist, das nächstjährige im voraus zu zahlen.

Alte Liebe rostet nicht — aber etwas Patina setzt sich doch an.

In die Fiegeljahre kommt jeder — heraus kommen nicht alle.

Heutzutage trägt die Rechtschaffenheit den Stempel eines außergewöhnlichen Verdienstes auf der Stirne.

Gut parirt.



Gattin: „Daß du dich so gegen die musikalische Erziehung der Kinder wehrst? ... Warum soll unsere Jungste nicht Klavierspielen lernen? ... das Klavier ist nun doch einmal da!“

Gatte: „Warum lernst denn gar keine tochen? ... Der Küchenherd ist ja auch da!“